



Das Bild von Christus als König zwischen Faszination und Krise

Warum dieses Bild?

Die Betrachtung des Lebens Jesu in den Exerzitien wird bekanntlich mit dem so genannten „Ruf des Königs“ eröffnet (EB 91–98). Der Titel, den Ignatius gibt, beschreibt die Funktion dieses Einstiegs: „Der Ruf des irdischen Königs *dient dazu, (ayuda á) das Leben des Ewigen Königs zu betrachten*“ (EB 91). Es soll ein Schlüssel zum Verstehen für die folgenden Betrachtungen des Lebens Jesu gegeben werden. Ein dem Exerzitanten vertrautes Bild soll helfen, sich von den biblischen Betrachtungen im Sinne der Dynamik der Exerzitien ansprechen und von Jesus in die Nachfolge rufen zu lassen. So weit, so gut – nur dass der fünfhundert Jahre alte „Schlüssel“ vom Ruf des Königs heutigen Zeitgenossen noch kryptischer ist als die Szenen aus dem Leben Jesu, die er eigentlich erschließen soll. Solche Fremdheit verstellt uns leicht den Blick darauf, dass der „Ruf des Königs“ auf Exerzitanten in der Zeit des Ignatius, soweit wir das heute noch ermessen können, faszinierend und intuitiv anrührend, ja sogar im Wertekanon der Zeit praktisch unwiderstehlich gewirkt hat. Wer damals den „Ruf des Königs“ meditiert hat, brauchte keine langen Erklärungen, weil das Bild unmittelbar zu ihm sprach, ihn bei seiner Ehre packte und zur Hingabe an Christus, den König, herausforderte.

Was aber machte den Reiz dieses Bildes für die Zeitgenossen des Ignatius aus? Die Beziehung zwischen dem Herrn und seinem Vasallen war im 16. Jahrhundert nicht mehr die sozial und rechtlich tragende Kraft der Gesellschaft. Längst kämpfte man mit Söldnerheeren und nicht mehr mit lehensabhängigen Rittern, und längst entwickelte sich eine Verwaltung jenseits personaler Bindung. Umso leuchtender erstrahlte aber gerade in diesem Niedergang das *Ideal*

der Lehensgefolgschaft, und so konnte diese umso mehr zum Bild für die Nachfolge Christi werden. Der amerikanische Jesuit Robert Lewis Schmitt hat dies in seiner Dissertation exzellent herausgearbeitet.¹ Ich möchte einige Erkenntnisse aus seiner im deutschsprachigen Kontext kaum bekannten Studie hier kurz wiedergeben, um dann in einem zweiten Schritt darüber nachzudenken, was dies für unseren Umgang mit dem „Ruf des Königs“ heute bedeutet.

Geschichtliche Klärungen

Die historischen Wurzeln der Lehensgefolgschaft liegen in germanischer Zeit, als sich Gruppen von Kriegern freiwillig einem Herrn anschlossen und mit ihm kämpften. Dies war eine sehr persönliche Beziehung der Freundschaft, der Loyalität, der Tapferkeit und des gegenseitigen Dienstes.² Diese Bindung wurde im Mittelalter zum tragenden Element der Gesellschaft. Sie war ein Bund zwischen Freien. Der Vasall schuldete dem Herrn Ehrfurcht und Dienst, der Herr dem Vasallen Hilfe und Unterstützung. Im Ritus des Lehenseides gab sich der Vasall in die Hand seines Herrn (*commendatio*). Es war ein Kontrakt für immer, der nur mit dem Tod eines der beiden endete. Es war eine personale Bindung, die man einging, weil man vom persönlichen Charisma des Herrn überzeugt war (*intuitu personae*).³ Hatte sich der

1 The Image of Christ as Feudal Lord in the Spiritual Exercises of St. Ignatius Loyola, Fordham University 1974. Leider ist die Arbeit nicht publiziert und daher nur über Bibliotheken zugänglich, die Kopien davon im Bestand haben. Eine sehr gute Zusammenfassung bietet der Autor selbst in folgendem Artikel: The Christ-Experience and Relationship Fostered in the Spiritual Exercises of St. Ignatius of Loyola, in: Studies in the Spirituality of Jesuits 6 (1974), 217–255.

2 Schmitt, Christ-Experience, 221.

3 Ebd., 221f.

Vasall in den Dienst eines Herrn gestellt, war er diesem gegenüber zum Gehorsam verpflichtet. Insofern sie beide Ritter waren, blieben sie aber auch Gefährten und waren in dieser Hinsicht einander gleichgestellt.⁴ Die Beziehung wurde häufig mit „Liebe und Treue“ beschrieben, ohne dass dazu mehr hätte gesagt werden müssen. Es war offensichtlich klar, was das für beide Seiten bedeutete. Es gilt sich dabei vor Augen zu halten, dass die wohl tiefste Liebe der Zeit damals keineswegs die zwischen Ehegatten war – Ehen waren arrangiert und primär Bündnisse zwischen Familien –, sondern die zwischen Waffengefährten, die miteinander kämpften und einander auf Leben und Tod beistanden, und die Liebe zwischen dem Vasall und seinem Herrn.⁵ Das ging so weit, dass der höfische Liebesdienst des Ritters gegenüber einer Dame, in der dann doch die erotische Geschlechterpolarität eine wesentliche (wenngleich sublimierte) Rolle spielte, auch in das Bild der Lehensgefolgschaft gefasst wurde: Die Geliebte wurde von ihrem Ritter als „Herrin“ aufgefasst. Er sprach sie sogar mit *midons* an, was nicht einmal „Herrin“ sondern „Herr“ bedeutet.⁶ Die Bindung zwischen dem Herrn und seinem Vasallen hatte also wesentlich mit Liebe und Treue zu tun. Zu dieser Bindung zu stehen, war eine Sache der Ehre, vor den Menschen und vor Gott.

Der Lehenseid schloss auch die Sphäre des Heiligen ein, da er mit der Hand auf dem Evangeliar oder auf einem Reliquiar abgelegt wurde. Ihn zu brechen wurde nicht nur als ein Verbrechen, sondern auch als eine Todsünde angesehen.⁷ Der Ritus des Lehenseides hat sogar die abendländische Gebetsweise geformt: Man betete nicht mehr wie in der Antike in der Orantehaltung, sondern man kniete sich vor

Gott als seinem Herrn hin und faltete die Hände wie beim Lehenseid.⁸ Dies ist in der lateinischen Kirche weithin bis heute so geblieben. Auch die Riten bei Ordensprofessen schließen nicht selten den „Handgang“ ein, in dem der Professe seine gefalteten Händen in die des Ordensoberen legt, und ebendieser Ritus begleitet auch bis heute das Gehorsamsversprechen bei der Priesterweihe.

Was folgt daraus

Was trägt dies nun zum tieferen Verständnis der Betrachtung vom Ruf des Königs heute bei? Ignatius stellt den Betrachtungen vom Leben Jesu ein damals hochattraktives, zur Hingabe provozierendes Bild voran. Nehmen wir an, dass seine ursprüngliche Zielgruppe nicht in jedem Fall schon wusste, was an der Nachfolge Jesu attraktiv sein sollte. Der Exerzitant hatte ja mit der ersten Woche der Exerzitien und der Generalbeichte gerade das hinter sich gebracht, was nach allgemeiner Ansicht für sein Heil notwendig war. Warum sollte er weitergehen und Christus in einem Orden oder als Priester⁹ nachfolgen? Ignatius motiviert ihn mit der Betrachtung vom Ruf des Königs von seinen persönlichen Überzeugungen und Werten her zu dieser Nachfolge. Denn was an der freiwilligen und liebenden Hingabe in eine Lehensgefolgschaft attraktiv war, das wusste damals jeder (und jede). So wird das Bild von Christus als König zum Eingangstor für die Begegnung mit Jesus, bei der schon bald die Sehnsucht ausgesprochen wird „dass ich ihn mehr liebe und ihm nachfolge“ (EB 104). Ignatius packt die Männer seiner Zeit bei ihrer

4 Ebd., 223.

5 Ebd., 225.

6 Ebd., 228.

7 Ebd., 223.

8 Ebd., 229.

9 Hier ist an die ursprüngliche Zielgruppe der 30-tägigen Exerzitien gedacht. Selbstverständlich verstehen wir die Zielgruppe der Großen Exerzitien und die Möglichkeiten von Nachfolge heute differenzierter und nicht auf Priestertum und Ordensleben beschränkt.

Ehre und ihrer Bereitschaft zu Liebe und Hingabe. Es gelingt ihm in einem Maß, das man sich heute nur wünschen kann. Damit ist nicht gesagt, dass das Bild nicht auch Verengungen mit sich bringt, wenn es allein die Brille ist, mit der der Exerzitant auf Jesus schaut. Aber sein Eifer ist entfacht und damit eine starke Motivation, Jesus kennenzulernen und ihm nachzufolgen. Viele Motive der Lehensgefolgschaft passen auch wirklich gut zur Nachfolge Christi: die Freiheit, in der sie eingegangen wird, die Freundschaft, Liebe und Treue, die Bereitschaft zur Hingabe und die personale Bindung bis in den Tod. Das heißt nicht unbedingt, dass die Brille nicht auch andere Seiten an Jesus weniger, vielleicht zu wenig zum Tragen kommen lässt, etwa seine heilende und vom Bösen befreiende Zuwendung, die in den Leben-Jesu-Betrachtungen der Exerzitionen kaum vorkommt.¹⁰

Exkurs: aus weiblicher Sicht

Ein kleiner Exkurs: Wie haben Frauen auf dieses Bild reagiert? Wir wissen es nicht, aber erste Exerzitanten des Ignatius waren sehr wahrscheinlich Exerzitantinnen, und auch später fühlten sich immer wieder Frauen von den Exerzitionen und der geistlichen Leitung des Ignatius angesprochen – bis heute. Im Blick auf den „Ruf des Königs“ darf man nicht unterschätzen, dass das Ritterideal, auch wenn es realiter nur von Männern verwirklicht werden konnte, ein allen gemeinsames Ideal war. Das zeigt nicht zuletzt seine Übertragung auf den höfischen Liebesdienst und die religiöse Praxis. Deshalb

10 Nur in der Aussendung der Jünger (EB 281,1). Ausführlicher zur Frage, warum Exorzismen und Heilungen in den Großen Exerzitionen (fast) nicht vorkommen: Igna Marion Kramp, *Begegnung mit den Geheimnissen des Lebens Jesu Christi. Zur biblischen Hermeneutik der Exerzitionen* [Studia Oecumenica Friburgensia 94], 30–39.

wusste nicht nur jeder, sondern auch jede, was dieses Bild zu bedeuten hatte. Mehr noch: Den Frauen stand es zwar nicht offen, in die Gefolgschaft eines irdischen Lehensherrn zu treten – wohl aber in die Gefolgschaft des himmlischen Lehensherrn Jesus Christus. Damit eröffnete sich ihnen eine Möglichkeit, die sie nur so hatten, auch selbst die Ideale zu leben, mit denen sie vertraut waren. Daher kann das sehr maskulin geprägte Bild von Christus als König, der zur Heerfolge aufruft, durchaus eine hohe Attraktivität für Frauen gehabt haben (und bis heute haben, möglicherweise auch auf einen bestimmten Typ Frau, eben den Typ, der „unter dem Banner des Kreuzes“ unterwegs sein möchte). Auf der Bildebene ist der „Ruf des Königs“ also ein relativ genderspezifisches Bild, auf der Sachebene bewirkt es aber gerade Gleichheit zwischen den Geschlechtern, denn metaphorisch verstanden ist solche Heeresfolge nicht an das Geschlecht gebunden.

Im Kontext von heute

Was bedeuten diese Überlegungen nun für die Strukturbetrachtung vom Ruf des Königs in der heutigen Exerzitionspraxis? Wir haben gesehen, wie sehr Ignatius die „zielgruppenspezifische“ Bildlichkeit getroffen hat. Es wäre wünschenswert, dass uns dies auch heute gelänge, in den Exerzitionen und insgesamt in der Kirche. Aus zwei Gründen ist genau das aber heute schwierig: Erstens wird es nicht leicht sein, ein gemeinsames Bild zu finden, da wir in einer pluralen Gesellschaft leben, in der vielleicht jedes Milieu ein eigenes derartiges Bild haben müsste. Zweitens wird es schwierig sein, ein Bild zu finden, das wirklich in die Nachfolge Jesu, in die Hingabe zieht. Denn das würde voraussetzen, dass solche Hingabe überhaupt ein konsensfähiges gesellschaftliches Ideal darstellte. Ich habe den Eindruck, dass das höchste Ideal in den westlichen Gesellschaften eher Selbstverwirklichung und -optimierung als Hingabe

ist. Das zeigt sich auch in der Exerzitienpraxis: Nicht selten beschäftigen sich Leute in den Geistlichen Übungen endlos mit sich selbst und ihrer Biographie, mit Lebenswunden und Heilungsprozessen.¹¹ Natürlich sind solche Prozesse sehr wichtig und wertvoll. Dafür gibt es die erste Woche der Exerzitien. Und es ist auch klar, dass Themen der ersten Woche immer wieder einmal obenauf liegen. Die Phase der Heilung und Reinigung auf dem geistlichen Weg dauert realistischerweise eher ein Lebensjahrzehnt als eine Woche, und ganz fertig ist man damit wohl nie. Aber die Begrenzung in den 30-tägigen Exerzitien auf ungefähr eine Woche hat ja das Ziel, auch weiterzugehen in die Nachfolge. Bei jährlichen Exerzitien, die sich ganz daran orientieren, wo der Exerzitant gerade steht, ist das nicht unbedingt gewährleistet. Hier wäre darauf zu achten, dass trotz fortlaufender Heilungsprozesse der Weg in die Nachfolge gelingt. Die Jünger Jesu waren alles andere als vollkommen, als sie mit ihm mitgegangen sind, es wäre also eine Optimierungsfalle, wenn wir meinen, Nachfolge wäre erst dann „dran“, wenn wir alle Steine in unserem Leben sorgfältig umgedreht und begutachtet haben. Welches Bild oder welche Bilder können uns auf diesem Hintergrund heute zur Nachfolge motivieren? Hier sind Exerzitienbegleiterinnen und -begleiter in ihrer ganzen Kreativität gefragt. Vielleicht kann uns dabei helfen, zu fragen, worin die Betrachtung vom „Ruf des Königs“ für die Zeitgenossen des Ignatius so ansprechend war. Wo machen unsere Zeitgenossen die tiefste Erfahrung von Liebe und Hingabe? Was trifft ihre *cor values*, ihre „Herzenswerte“? Wofür sind sie bereit zu investieren – auch sich selbst und ihr Leben? Was ist für sie „Ehrensache“? Was ist so reizvoll, so wichtig, dass kaum denkbar ist, sich nicht dafür einzusetzen?

Denkhorizonte öffnen

Ich habe keine Antwort auf diese Fragen. Sicher werden es heute auch verschiedene Antworten sein. Aber ich hoffe, mit diesen Fragen einen Denkhorizont zu eröffnen. Vielleicht wäre es sogar eine Idee, sich einmal im Marketingsektor umzuhören, um herauszufinden, wovon sich unsere Zeitgenossen angesprochen fühlen. Die Werbung arbeitet sehr erfolgreich damit, die jeweils passenden Sehnsüchte zu wecken. Was Werbefachleute um des irdischen Gewinns willen perfekt beherrschen, könnten wir uns um himmlischer Dinge willen aneignen. Das Bild vom Herrn und vom Vasallen ist ja auch kein genuin religiöses Bild, auch wenn Ignatius dessen „Taufe“ in seiner Zeit schon vorgefunden hat. So gilt es wohl auch heute eher in einem weiten Horizont zu denken, wenn wir Bilder suchen, die unseren Zeitgenossen in die Nachfolge Christi helfen.

Igna Kramp CJ

*1974, Dr. phil., Dr. theol., Studium der Germanistik, Geschichte und Theologie. 2002 Eintritt in die Congregatio Jesu. Leiterin des Entwicklungsbereichs Geistliche Prozessbegleitung und des Referates Exerzitien und Geistliche Begleitung im Bistum Fulda. Arbeitsschwerpunkte: Geistliche Prozessbegleitung, Ausbildung von Multiplikatoren, theologische Reflexion des Bistumsprozesses als geistlicher Prozess. Gründerin der Arbeitsgemeinschaft Theologie und Praxis der Exerzitien

11 Siehe dazu Franz Meures, Ignatianische Exerzitien als Biographiearbeit?, in: Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien 56 (2006), Heft 88, 16–27.